

Merseburger Kreisblatt



Abonnementpreis: Vierteljährlich bei den Auspostämtern 1,20 Mk., in den Auspoststellen 1 Mk., beim Verleger 1,50 Mk., mit Beleggeb. 1,92 Mk. Die einzelne Nummer wird mit 15 Pf. berechnet. — Die Expedition ist an Wochentagen von früh 7 bis abends 7, an Sonntagen von 8^{1/2} bis 9 Uhr geöffnet. — **Sperrklausel:** der Redaktion abends vor 6^{1/2}, bis 7 Uhr. — **Telephonnr.** 974.

Insertionsgebühren: Für die 6spaltige Korpuszeile oder deren Raum 20 Pf., für Witze in Merseburg und Umgegend 10 Pf. Für peritische und größere Anzeigen entsprechende Ermäßigung. Komplizierter Satz mit entsprechender Berechnung. Notizen und Redaktionen außerhalb des Inlandsteils 40 Pf. — **Sämtliche Annoncen-Bureaus** nehmen Inserate entgegen. — **Telephonnr.** 274.

Tageblatt für Stadt und Land

(Amtliches Organ der Merseburger Kreisverwaltung und Publikationsorgan vieler anderer Behörden.)

Redaktion: Rudolf Heine.

Stabsbeilage: „Illustriertes Sonntagsblatt“.

Druck und Verlag von Rudolf Heine, Merseburg.

Der Nachdruck der amtlichen Bekanntmachungen und der Merseburger Lokalnachrichten ist ohne Genehmigung nicht gestattet.

Nr. 239

Sonntag, den 11. Oktober 1913.

153. Jahrgang

Des Prinzen Ernst August Thronbesteigung.

Merseburg, 10. Oktober.

Prinz Ernst August ist aus Gmund in den Neuen Palais bei Potsdam angekommen, wo die Prinzessin Viktoria Luise seit einiger Zeit verweilt. Seine Majestät der Kaiser liegt in Suhrhusenhof der Jagd ob, wohin sich gestern Ihre Majestät die Kaiserin für einen Tag begeben hat. Die Dinge drängen zur Entscheidung.

Inmittelbar nach dem Eintreffen des Prinzen Ernst August in Potsdam ist die bekannte Erklärung an das Wolffsche Telegrammbureau ergangen, und diese Erklärung wird fast in der gesamten Presse, soweit sie Bedeutung hat, kommentiert, vorwiegend in dem Sinne, daß ein ausdrücklicher Verzicht des Prinzen gefordert werden müsse, bevor er den Thron von Braunschweig bestige.

Daß ein solcher Verzicht nicht gegeben worden ist, ist letzter Tage wiederholt an dieser Stelle ausgeführt worden, ebenso, daß er gar nicht gegeben werden kann, weil das Objekt, auf das sich der Verzicht beziehen sollte, das Königreich Hannover, gar nicht existiert. Noch viel weniger oder kann sich der Prinz für seine etwaigen Nachfolger dafür verpflichten. Das gibt einfach nicht.

Wenn der Prinz also in der Erklärung an das Wolffsche Bureau nochmals wiederholt hat, was er früher versprochen, so hat er seine Verpflichtungen erfüllt.

Ob die Agitationen der Weisen über kurz oder lang abhauen oder aber stärker einsetzen werden, läßt sich nicht voraussehen. Das beruht auch zunächst den Herzog von Cumberland mehr als den Prinzen, zu dem man das Vertrauen wird hegen dürfen, daß er als Herzog von Braunschweig nichts unternehmen oder zulassen wird, was den Bestand des preussischen Staates gefährden könnte.

Man wird sich also darauf einrichten müssen, daß der Bundesrat seinen bekannten Beschluß vom Jahre 1907 abändert. Ein Medienburgisches Blatt will wissen, daß der betreffende Antrag Preußens dem Bundesrat bereits vorgelesen, mitgeteilt, zugegangen ist. Die Angelegenheit wird möglicher Weise viel schneller erledigt werden, als Manche glauben.

Die Thronbesteigung des Prinzen war für den Monat November vorgesehen worden.

Durch eine Änderung des Standpunktes des Herzogs von Cumberland jemals erfolgen könnte, ist ausgeschlossen, allerdings wäre es wünschenswert, wenn er seine getreuen Anhäng-

er wissen ließe, sie möchten mit ihren öffentlichen Agitationen als Weisen sich nach Möglichkeit einschränken.

Prinz Ernst August hat mit der weissen Angelegenheit vorläufig überhaupt so gut wie nichts zu tun.

Frankfurt a. M., 9. Oktober. Der „Frankf. Gen.-Anz.“ schreibt u. a.: Man wird sich an dem Prinzenbriefe genügen lassen und darauf den Antrag beim Bundesrat auf Thronbesteigung des kaiserlichen Schwiegersohnes gründen. Daß der Bundesrat diesem Antrag dann zustimmen wird, daran ist kein Zweifel, ebensowenig an der Reichs- und Bundesstreue des neuen Bundesfürsten. Auch die nichtpreussischen Stimmen im Bundesrat selbst werden sich nichts vergeben. In dieser preussischen Angelegenheit darf er sich Preußens Wünschen ohne weiteres anbequemen. Das Ungewöhnliche des ganzen Vorgangs ist nur der rasche Fortschritt in der Beurteilung von Staatsnotwendigkeiten, der sonst zu den Eigenheiten des Bundesstaates Preußen nicht gehört. An sich ist die ganze Welsenaffäre nicht den Strom von Tinte wert, der über sie geflossen ist. Herzog Ernst August wird den Staat seines kaiserlichen Schwiegervaters nicht mit bewaffneter Hand zu zerbröckeln versuchen — und seine Kindesinertie erst recht nicht. Die Welsenfrage ist praktisch zu Ende.

Berlin, 10. Oktober. Der „Lot.-Anz.“ schreibt: Von einer hochstehenden Persönlichkeit, die über die hannoverschen Verhältnisse ebenso wie über die Ansichten der preussischen Regierung unterrichtet ist, erfahren wir: „Dem Prinzen Ernst August ist ein Verzicht auf die vermeintlichen Rechte des Welsenhauses, die von Preußen als nicht bestehend angesehen werden, nicht gefordert, wird auch nicht gefordert werden. Für das Reich und für Preußen kam es allein darauf an, vom Prinzen eine Garantie zu erlangen, daß die Rechte auf Hannover, die sein Vater zu haben glaubt, seinerseits niemals geltend gemacht werden. Diese Garantie hat der Prinz vor seiner Hochzeit gegeben und neuerdings in unzweideutiger Weise erklärt, daß er sich daran für immer gebunden erachte. Ob der Prinz in seinem Herzen solche Rechte zu haben glaubt oder nicht, ist ohne praktische Bedeutung. Ansprüche, die nicht geltend gemacht werden, sind tot. Auch für die Reichsverfassung dafür, daß Ansprüche, die ein Bundesstaat auf ein Gebiet eines andern Staates zu haben glaubt, schlummern müssen und daß der Friede eines Reichs und die Harmonie unter den Bundesstaaten dadurch nicht gefährdet werden können. Dazu kommt, daß der Prinz bei seiner Thronbesteigung die Reichsverfassung feierlichst an-

erkennt wird, die im Artikel 6 Hannovers Zugehörigkeit zu Preußen ausdrücklich erwähnt. Was die Weisenpartei anlangt, so ist es für sie gleichgültig, ob Prinz Ernst August auf vermeintliche Rechte auf Hannover verzichtet oder nicht. Die Weisenpartei hat vorläufig nicht den Prinzen, sondern den Herzog von Cumberland als Präbidenten auf den Schild erhoben. Für die Zukunft aber kann sie auf den Prinzen nicht mehr rechnen, nachdem er die Garantie gegeben hat, niemals auf Hannover Ansprüche zu erheben und seine Bestrebungen zu unterstützen, die den Besitzstand Preußens antasteten.“

Polnische Jugend.

Die Bedeutung des Kampfes um die Jugend weiß man auch in den nationalpolnischen Kreisen zu würdigen. Ihnen kommt es darauf an, in der heranwachsenden Generation das polnische Nationalbewußtsein zu stärken, d. h. in ihnen den Haß gegen alles, was deutsch ist, einzupflanzen und zu nähren und ihr Denken und Empfinden mit dem unheimlichen Traum an die Wiederauferstehung der „herrlichen“ des alten polnischen Reichs zu vergiften. Man hat der sozialdemokratischen „Jugendpflege“, soweit sie in den „unpolitischen“ Arbeiter-Turnvereinen usw. betrieben wird, neuerdings lebhafteste Aufmerksamkeit geschenkt, und die Behörden sind auf Grund gerichtlicher Feststellungen zu der Erkenntnis gekommen, daß den Jugendlichen gemäß dem Vereins- und Versammlungsgezet die Teilnahme an den Turnabenden usw. der roten Sportvereine zu verbieten ist, weil diese Vereine im Sinne des Gesetzes einen ausgesprochen parteipolitischen Charakter tragen. Es wird wohl niemand leugnen können, daß die zahlreichen nationalpolnischen Organisationen, in welcher harmlosen Form sie sich auch immer präsentieren, in derselben Weise als politische Vereine anzuprechen sind. Durch die polnische Heffepresse wird in intensiver Weise dafür Propaganda gemacht, die Jugendlichen zum Eintritt in diese Vereine zu veranlassen. Alles wird ihnen versprochen, für jeden Ehrgeiz und jede Meinung ist eine Organisation da. In den verheißungsvollen Bildern breiten die nationalpolitischen Zeitungen vor der dilettantenmässigen Jugend all die Vorteile aus, die ihr diese Organisationen bieten, mit Sirenenstimmen verlocken sie sie hineinzurollen. So schreibt die „Gazeta Pogonasta“, Polen, in einer ihrer letzten Nummern: „Wo ist nun die beste Pflege für die heranwachsende Jugend? In den nationalen Vereinen. Jüngling! Dort in den katholischen Junglingsvereinen lernst du die Schätze des heiligen Glaubens kennen, lernst dein Herz und deinen Geist, deine Ge-

Zwischen zwei Mühlsteinen.

Roman von Marie Stahl.

Er hatte sich unterdessen von seiner Überraschung erholt und fühlte sich nun ganz Herr der Situation. Mit ausgestreckten Händen kam er auf sie zu, faßte ihre Rechte und führte sie zum Sofa, indem er seine lebhafteste Freude über dieses unverhoffte Wiedersehen beteuerte. Dann ließ er sich noch einmal ausführlich ihre Wünsche vortragen.

„Ja, hm, also es handelt sich um Ihre Rechte, Ihr Adop-tivkind — ich verstehe — Sie wollen sie gern bei sich behalten,“ erwiderte er, und seine Stimme hatte ihren weichen Klang. „Ich weiß, sie hat das Gramen mit Lob bestanden — ich werde gern mein Möglichstes tun — Ahretwegen — aber es wird nicht ganz leicht sein, meine liebe Frau Blafius, das herrschende Vorurteil zu befeigen. Es tut mir leid, Dinge zu be-rathen, die Ihnen peinlich sein müssen — das Vergangene ist jedoch noch zu frisch im Gedächtnis der Leute, der Freiheit der Mutter, der so schweren Anstoß erregte, dürfte der Tochter nachgeraten werden. Diese Frau war eine Gottesgüternin, die keine Kirche mehr besuchte und sich nicht in unreine Sitten fügen wollte. Ihre traurige Entgeißelung beweist, wohin solche Weirungen führen. Sie hat Ihre über ihre Familie ge-bracht. Das Provinzialschulkollegium ist aber sehr streng in der Auswechslung unserer Schulangelegenheiten. Aus der Masse der An-gebote werden nur die besten Kräfte mit tadellosem Familien-ruf gelistet. Zweifelsfreie Kirchlichkeit und Sittenreinheit ist unerlässliche Bedingung, um das Einbringen moderner Frei-geister bei uns zu wehren. Gott sei Dank, bilden wir hier noch einen Schutz- und Trutzwall gegen die Umstürzer, die an den Pfeilern unseres Staatslebens rütteln und Glauben wie Sitten der Väter untergraben.“

„Es kommt bei meiner Rechte doch wohl in Betracht, daß sie diese Mutter nie mit Bewußtsein gekannt hat, und daß sie

in dem Hause eines ehrenwerten Großvaters aufgewachsen ist, an dessen tadelloser Gefinnung wohl kein Mensch zweifeln wird,“ entgegnete Berta Blafius, die sehr bleid geworden war, in tiefer Erregung. Ihre klaren braunen Augen schim-merten feucht vor zurückgehaltenen Tränen.

„Es gibt eine Erbllichkeit des Blutes, meine liebe Frau Blafius,“ bemerkte der Bürgermeister noch mit Amtsmiene, und dann fiel er plötzlich in einen ganz andern Ton. „Sein herz-ichmolt hin, die Erinnerung gewann Macht über ihn.“

Die feeleovollen Augen mit dem feuchten Braun sahen ihn an wie aus einer vergangenen, schönen Zeit. Er fühlte wieder die Herzenswärme, die sie auströmte, die große, selbstlose Liebe, die einst sein gewesen. Und der Anblick dieser Frau in ihrer Fülle und gesunden Frische tat ihm wohl. Sie konnte einem Mann noch gefallen. Er hatte sie einst lieb gehabt, und süße Stunden tauchten in seinem Gedächtnis auf. Es war, als brächen verstaubte Quellen in seinem Herzen neu hervor, als fielen eiserne Ketten von seiner Seele, in denen sie eingeklinkt und verdümpft gewesen.

„Es tut mir so weh, Ihnen Schmerz zu machen,“ flammelte er. „Sie glauben nicht, wie alte Zeiten in mir lebendig werden bei Ihrem Anblick! Ist es denn möglich, daß wir uns jetzt so fern und fremd sind, die wir uns einst so nah ge-funden? Berta, es war ein hartes Schicksal, das uns ausein-anderriß! Sie mögen mir damals geizig haben. Sie mußten nicht, wie sehr ich unter dem Zwang der Notwendigkeit gekann-ten! Es ist mir ein lieber Gedanke, daß Sie heute vertrauens-voll zu mir gekommen sind, ich nehme es als Beweis, daß Sie jetzt gerecht und freundlich von mir denken. Eine so kluge, gü-tige Frau wie Sie mußte ja zu dieser Einsicht kommen. O Berta, wo ist unsere Jugend geblieben mit ihrem Traum von Glück?“

Es war ein echter Ton in dieser zärtlichen Stimme, Berta Blafius sah wie mit Blut überfließen, auch in ihrem Herzen schmolz der Winterfrost. Seltsame Stunden rief dieser Klang

zurück. „Ich — ich kam nicht her, um Vergangenes wachzurufen.“ flammelte sie, „bitte — ach bitte — nein, das sicher nicht!“

„Können wir denn Vergangenes vergessen? Haben wir es je vergessen?“ rief er ganz hingefallen durch die Erinnerung. „Wären wir uns nicht gegenseitig der Gipfel des Lebens, die schönste Blüte unserer Jugend?“

Er küßte ihre Hand und streichelte sie ehrerbietig. Sie sah einige Sekunden regungslos wie in einem Bann. Es war, als löste sich ein vierkanniger Siadel in ihrer Seele, als ströme mit dem Blut der frischen Wunde alle Bitterkeit und der große Schmerz ihres Lebens dahin, als fründe die erstirbte, zerretene, geknebelte Liebe wieder auf von den Toten, um zu süßnen und zu heilen.

Und der Mann neben ihr fühlte in diesem Augenblick fast überwältigend, was er verdrängt hatte. Die echte Liebe dieser warmherzigen Frau, die einst so tapfer um seine Seele gerungen, konnte ihm nichts erlösen, was er jetzt besaß an Wohlleben, Macht und Stellung. Das Beste und Beste in ihm regte sich in ihrer Gegenwart, er hatte ein Gefühl, als müsse er vor ihr niederknien und sie um Vergebung bitten für das, was er ihr getan.

Berta Blafius aber schüttelte gewaltig den Bann ab, der sie gefangen hielt.

„Es ist wohl besser, wenn wir alte Zeiten unberührt las-sen,“ sagte sie fest, und ihre Stimme hatte einen tiefen schwin-genden Klang.

Es wurde nördlich in seinem Gesicht, und er rang nach Haltung. Er dachte an seine Frau und an die Unmöglichkeit, die Bitte der Jugendgeliebten zu gewähren. Linda würde es nie erlauben.

(Fortsetzung folgt)

Marienbourg, 9. Oktober. In der Nähe von Marienbourg wurde auf der Landstraße der Stellmachermeister Sandmann und der Arbeiter Egelinski tot aufgefunden. Beide waren erstochen.

Streifen-Kathaus, Markt-Kathaus. Die Bezeichnung ur- altes und altes Rathaus hat sich nicht eingebürgert. Die Be- zeichnung „altes“ und „neues“ Rathaus würde auch wieder nicht das Rechte treffen, denn das uralte Rathaus ist insolge der Umbauten jetzt eigentlich das neue geworden. Diesfalls wird deshalb von heute ab die Bezeichnung Markt-Kathaus, andererseits Straßen-Kathaus gewählt werden.

Merseburger Herings-Spende.

Über das Merseburger Hora-Singen schreibend, erwähnte ich in meiner Publikation, dass der „Großen Hora“ am Donnerstag-Nachmittag eine Vorfeier auf dem Marktplatz statt- fand, wobei unter Vorantritt der Insassen des neben der Si- gnrkirche gelegenen Marien-Hospitals Choräle gesungen wur- den, worauf die Hospitaliten eine Spende von Brot und He- ringen erhielten, wie es bis 1874 gebräuchlich ist.

Ein auswärtiger Merseburger fragte mich, woher wohl diese Spende von Brot und Fischen komme, vielleicht sei es ein Seelgerät oder sonst eine Stiftung. Ich konnte darüber keine Auskunft geben. Jetzt verweise mich derselbe Merseburger auf eine andere Merseburger Herings-Spende, die sich höchst origi- nell gestaltet.

Der 1751-1780 fungierende Gymnasiallehrer Johann Sam- mel Berth befindet sich, wie der Chronist Dr. Schmetel S. 215 er- wählt, in seinen Merseburger Domschulnachrichten, die er mit Beifügung zusammenfand, folgendes Kuriosum: „Zu dem Eintommen der Schule haben ebendam 8 Schock Heringe ge- hört.“

Es stand in der 94. Rechnung ad annum 1669 in dem Einkommen der Schule an Heringen: „8 Schock bald steigend bald fallend werden jährlich Frömißh aus dem Stipen-Gasse ge- liefert, welche, nachdem die Kirchen-Personen, Custodes, Pul- serien, Current-Knaben und arme Leute in den Hospitalibus gebildet und befristet, bisweilen übrig bleiben.“

Das „bisweilen übrig bleiben“ ist nicht ohne; es kam also auch vor, daß wenig oder nichts übrig blieb für die Lehrer an der Domhsule, da all die anderen Personen bei dieser Herings- Spende vorrangigen. Welche Freude würde jetzt solche Spende erzeugen!

Auf ins deutsche Mittelgebirge!

Vortrag von Dr. Lott, Friedrichroda. (Schluß.)

Und wer im Hochgebirge von vornherein auf Bergbesteigungen verzichten muß, der ist schlechter daran, als sonst wo. Auf feine, sonnige, staubige Wege, die oben meist schlecht gehalten sind, muß er seine Spaziergänge beschränken. Bald gibt es im Tal fest, meist nur an den Berglehnen, wo die Wege anfangen steil zu werden, und auch da noch sind die Be- stände dürrig und gering an Umfang. Das bloße Ansehen der Berge, der ganzen großartigen Natur kann hierfür auf die Dauer nicht entschädigen.

Wie ganz anders unsere deutschen Mittelgebirge. Viele Meilen weit dehnen sich die herrlichsten Waldungen mit ihrer eigenartig kräftigen, reinen Luft. Die Besteigung der Höhen erfordert keine übermenschlichen Anstrengungen und bietet doch überall schönste Rundblicke. Auch der gewohnte Körper vermag die Natur hier wirklich zu genießen und braucht nicht mit schmerzlichen Bildern von ferne zu schauen. Er kann hin- einsteigen in das Waldmeer, kann sich an der duftenden Wald- luft berauschen, ohne Überanstrengung und andere Nachteile be- stehen zu müssen. Der Wald ist ein viel mächtigerer Faktor im Heilsschlag der Natur, als die Höhenlage. Die gleichmäßige- ren Temperaturen im Sommer wie im Winter, der Schutz vor dem übermäßigen Wind und Sonne, der Sauerstoffgehalt der Luft wirken ungemein günstig auf den menschlichen Organismus ein, als der übertrieben niedrige Barometerstand. Gerade der hat seine großen Bedenken. Es gehört eine Akklimatisation dazu, ein Umwandeln der Lebensäußerungen der einzelnen Organe, die mancher Körper garnicht mehr zu leisten vermag, häufig genug auch nur mühsam zu Wege bringt. Wenn dann noch große körperliche Anstrengungen hinzukommen, vielleicht gar bei Leuten, die eine fähige Lebensweise führen und nun töd- licher Weise glauben, sie müßten sich recht „ausarbeiten“, so ist gerade der stark verringerte Luftdruck eine eminente Gefahr, die der Gesunde, Kräftige wohl übersteht, die aber den Schwä- chen unfehlbar zu Falle bringt.

Kinder und ältere Leute, Nervöse und Nervenranke, zu Erhaltung neigende, Anämische, Schwächliche, überhaupt solche mit den verschiedensten Organerkrankungen, mit Herzleiden usw., vor allem aber die große Menge der Arteriosklerotischen, und noch viele andere, die aufzählbaren hier nicht der Ort ist, gehören nicht ins Hochgebirge. Für diese kommen nur unsere waldreichen Mittelgebirge in Frage.

Soweit meine Ausführungen in der „Tägl. Rundschau“. Zunächst wäre eine große Anzahl von ErholungsSuchenden und Leidenden, die ins Hochgebirge und an die See gehen, viel besser im Mittelgebirge aufgehoben. Sie würden hier Er- holung und Besserung bzw. Heilung finden, während sie dort häufig genug das Gegenteil erreichen. Eine unendlich große Menge von Volksgesundheit und Volkskraft geht auf diese Weise Jahr für Jahr verloren, ein Opfer, das der Mode und der Unwissenheit in medizinischen Dingen gebracht wird. Am Interesse der Allgemeinheit schon müssen wir unsere Pflicht tun und auf das nachdrücklichste vor dieser Gefahr warnen.

Dazu aber ist der Zusammenschluß der deutschen Mittelge- birge unbedingt notwendig. Die einzelne Stimme wird nicht weit genug gehört, die der Gesamtheit trägt unendlich viel weiter und klingt kräftiger, unbefangener, wahrer. Dem einzelnen könnte man überdies eigenmächtige Motive unterstellen und ihm daraus einen Vorwurf machen. Eine Gesamtheit darf ei- genmächtige Motive haben. Niemand wird sie darum scheu anfein- den. Am Gegenteil, man spricht da von berechtigten Inter- essen, von einer Interessengemeinschaft. Und je größer die Ge- samtheit, desto berechtigter die Interessen. Das zeigt sich täg- lich in unserem politischen Leben, z. B. beim Bund der Land- weite, bei der Vereinigung von Industrie und Handel, bei der Sozialdemokratie usw., die doch alle nichts als Interessengerechtig- ten sind, und die auch als solche, ohne irgend welche mis- billigen Nebengedanken, anerkannt werden.

Die klimatischen Kurorte der deutschen Mittelgebirge, bzw. die Verbände, zu denen sie sich gleich unserer Thüringer Bäderverband ihrer geographischen Lage nach schon zusammen- geschloffen haben, müssen sich also zu einer großen Interessengemeinschaft vereinen, sie müssen einen Verband der deutschen Mittelgebirgsvereine gründen, mit einer Zentralstelle, in der alle Fäden zusammenlaufen. Von hier aus muß die dem Agitation geleitet werden. Selbstverständlich kostet das Geld. Aber ich glaube nicht, daß dieser Punkt allzu große Schwierig- keiten machen wird, denn es gibt eine große Anzahl Bäder- verbände, Gebirgsvereine und ähnliche Institute, und wohl fast alle sind sie in der Lage und willens, für eine großzügige Agi- tation zu ihren Gunsten jährlich eine gewisse Summe zu opfern. Alle Verbände werden wir wohl nicht unter einen Hut bringen, das ist bei uns in Deutschland unmöglich, aber das wird bei der großen Zahl nicht nötig sein. Wenn nur die hauptsächlich- sten dabei beteiligt sind. Ferner gibt es in der Welt eine ganze Menge Leute, die viel Zeit und Geld, aber keine Beschäftigung haben, und die sicher bereit sein werden, ehrenamtlich über eine geringe Vergütung, eine solche große, weitaussehende Aufgabe, wie die Leitung der Zentralstelle, zu überneh- men. Endlich dürfen wir wohl darauf rechnen, die Unterstützung der einzelnen Regierungen zu finden. Liegt es ja doch auch im Interesse dieser, daß das Geld nicht ins Ausland ge- tragen wird, und daß in ihren Ländern die Fremdenindustrie blüht. Herr Oberbürgermeister Schmieder-Gieschack ruft in der Zeitschrift „Aus dem Thüringer Land“ nach Staatshilfe für die Fremdenindustrie. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung könnte eine solche Hilfe in der zweckmäßigsten Weise den Hebel ansetzen bei unserer Zentralstelle. Noch wichtiger und erfolg- reicher als eine materielle Unterstützung wäre uns aber die mo- ralische der Regierung. Ein Wort von oben genügt bei den meisten Menschen, um sie — natürlich aus vollster Überzeu- gung — für unsere Zwecke und Ziele sich einsetzen zu lassen.

Die Zentralstelle müßte selbstverständlich eine intensive Agitation in Szene setzen. Sie müßte in Verbindung treten mit namhaften Gelehrten, Medizinern und Naturwissenschaft- lern und auch mit bedeutenden Schriftstellern, um von ihnen Aufsätze, Monographien, größere Abhandlungen zu erhalten, in denen die hervorragenden klimatischen Eigenschaften der deutschen Mittelgebirge, insbesondere unseres herrlichen Wal- des behandelt werden. Sie müßte alle Tagesgrößen inter- viewen, Vorträge halten mit und ohne Lichtbilder, Preisauf- gaben ausreichen, polemisieren, Statistiken aufstellen und Ähnliches mehr. Andererseits müßte sie in einem Vertrauens- verhältnis zu den Verbänden und den einzelnen Kurorten ste- hen, müßte von ihnen Material erhalten, ihnen solches liefern, müßte ihnen in allen Dingen beratend zur Seite stehen. Spezi- ell bei der Reklame könnte sie den Kurorten große Dienste leisten. Die Reklame ist ja eine eigenartige Sache, bei der sich niemand so leicht auskennt und bei der oft die größten Fehler gemacht werden. Die Kosten, die die deutschen Mittelgebirgs- kurorte für die Reklame zu tragen haben, sind insgesamt enorm groß und doch nicht groß genug. Es müßte noch viel mehr nach dieser Richtung hin gehen. Häufig genug aber wird Geld nutzlos ausgegeben, häufig genug entscheidet nicht die Qualität der Zeitungen und der Zeitschriften, sondern die Gewandtheit ihrer Vertreter. Häufig genug sieht man große, teure Annon- cen in Zeitungen und sonstigen Propaganda-Unternehmungen, die gewissermaßen unter Ausschluß der Öffentlichkeit erscheinen u. die völlig wertlos sind. Ich erinnere da nur an das bekannte Passpartout von B. Behre Verlag Berlin, wo ganz Thürin- gen leibtragend war. Hier könnte eine Zentralstelle viel Nutzen stiften, sie könnte vor Schlechtem warnen und Gutes em- pfehlen.

Was die Presse anlangt, so bin ich überzeugt, daß sie uns und unserer Zentralstelle durch redaktionelle Beipredungen usw. gern entgegenkommen wird. Es liegt ja in ihrem eigenen Interesse. Gehen die Geschäfte in den deutschen Kurorten gut, so verdienen auch die deutschen Zeitungsverleger und was drum und dran hängt. Selbstverständlich nehmen diese lieber An- noncen als Artikel. Aber wenn die Artikel berühmte Namen tragen, so öffnen sich ihnen bereitwillig alle Spalten, in sämt- lichen Redaktionsstuben werden die Manuskripte mit entzück- tem Lächeln entgegen genommen. Denn der Name und die Titel entscheiden auch hier, dessen wird sich unsere Zentralstelle immer bewußt sein müssen, nicht die Form und der Inhalt. Mit guttunendem Namen kann man alles in die Zeitungen lancieren, in die politischen so gut wie in die Fachzeitschriften. Selbstverständlich wird ein großer Teil der Presse allein der guten Sache zu liebe uns unterstützen, das ist ohne weiteres klar. Und wenn ja die Unterstützung nicht hinreichend groß bemessen wird, so könnte die Zentralstelle recht zu einem sanf- ten Druck ausüben in der Weise, daß sie von größeren Kur- orten die Tausende für Reklame ausgeben, die Aufnahme be- stimmter Artikel zur Bedingung machen läßt. Und das hindert nicht auch andererseits sehr leicht, wenn eben die Zent- ralsstelle das Vertrauen der größeren Verbände und der einzelnen Kurorte besitzt und als spiritus rector über dem Ganzen steht. Auf diese Weise muß es gelingen, Ärzten und Laien, Erholungs- suchenden, Kranken und auch Vergnügungstreibenden eine be- sere Meinung von unseren deutschen Mittelgebirgen beizubrin- gen.

Freilich müssen wir, um zu diesem Ziele zu gelangen, noch ein recht bedeutendes Hindernis überwinden. Und das ist die jetzt herrschende Mode, die unsern deutschen Mittelgebirgen schon die frühe Buntt verleiht. Ihr verdanken wir es in der Hauptsache, daß unsere Landsteuere mit Vorliebe ins Ausland gehen, ins Hochgebirge und an die See, daß sie dort alles schön und gut finden, daß ihnen die deutschen Mittelgebirge unbedeu- tend und gering an Wert erscheinen. Ohne Zweifel liegt hier- in für uns eine große Schwierigkeit. Denn die Mode ist all- mächtig, sie kann alles, was sie will. Sie legt zu Recht über Allem und Jedem und spricht das Urteil, ganz wie es ihr gefällt. Sie zwingt die vernünftigen Menschen zu dem allergrößten Vorurteil, sie macht die Klugen dumm und die Dummen klug. Ein Kampf mit ihr erscheint aussichtslos. Und doch, glaube ich, ist dem nicht so. Die Mode ist nicht vom Himmel herab ge-

fallen, nicht durch ein göttliches Geheiß uns auferlegt. Sie wird von Menschen gemacht, von kleinen unbedeutenden Men- schen, die ihre eigennützigen Zwecke dabei verfolgen. Deshalb muß sie vergehen, wie alle Menschenmoden. Und sie vergeht auch. Eine neue Mode tritt an Stelle der alten. Die Tochter verdrängt die Mutter in rücksichtslosster Weise. Das Neue bemun- det, belübt, gleichgültig, ob es schön oder häßlich, ob es gut oder schlecht ist. So geht es fort im bunten Wechsel seit unend- lichen Zeiten, alle Tage zeigt die Mode ein anderes Gesicht. Und wenn sie heute ein Feind der deutschen Mittelgebirge ist, so kann sie morgen ihre ergebene Freundin sein. Sie kann es sein, und sie wird es sein, wenn wir unsere Zeit vertehen. Denn so von ganz allein geht das nicht, nicht immer läßt der blinde Zufall die Mode gerade den Weg einschlagen, den man wünscht. Da müssen wir selbst ein wenig nachhelfen, müssen wir die Weichensteller spielen und dafür sorgen, daß die Mode auf unsere Geleise herübergeleitet. Andere Leute haben die Mode geschaffen, die uns abhold ist, modeln wir sie um, machen wir uns eine daraus, die uns wohl will. Selbstverständlich kann das nur mit Hilfe der Presse geschehen, und ich komme somit auf das zurück, was ich vorher über die Beziehungen zwischen unserer Zentralstelle und der Presse gesagt habe.

Ich bin am Schluß meiner Ausführungen angelangt. Nach meiner Überzeugung wird mir des Sieges sicher. Nur großzü- gig und weitaussehend müssen wir arbeiten, unabhängig den kleinsten Vorteil wahrnehmen und fähig die große Sache im Auge behalten. Dann wird es uns sicher gelingen, unser hohes Ziel zu erreichen, zum Segen für die Allgemeinheit, zum Heil unserer deutschen Mittelgebirge.

Der Kleiner Ritualmordprozeß.

Kiew, 8. Oktober.

Der Prozeß gegen den wegen Ermordung des Knaben Andrej Juschinski angeklagten jüdischen Arbeiter Mendel Beilis ist vor allem deshalb bemerkenswert, weil die Anklagebe- hörde die Vermutung eines Ritualmordes nicht nur ausge- sprochen, sondern sogar in die Aktenlage aufgenommen hat. In den verschiedenen früheren Prozessen ähnlicher Art, wie in dem Prozeß Buchhoff in Cleeve, dem vielbesprochenen Koniger Fall und dem schon etwa 30 Jahre zurückliegenden Fall von Tizza-Gylor, wurde niemals von amtlicher Seite der Vermu- tung Ausdruck gegeben, daß ein fanatischer Jude aus religiösen Gründen einen Mord begehen könne, und das Blut des Ge- schädigten zu rituellen Zwecken zu verwenden. Der Kleiner Prozeß ist der erste, in dem die Ritualmordfrage ernsthaft von einer Staatsanwaltschaft in den Mittelpunkt gestellt wird.

Das Vorgehen der russischen Anklagebehörde, die amtlich die Beschuldigung eines religiösen Ritualmordes erhebt, hat in weitesten Kreisen des westlichen Europas einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Über 200 der bekanntesten Persön- lichkeiten Deutschlands, Österreichs und Dänemarks, darunter Universitätslehrer, hohe Jurist- und Verwaltungsbeamte, Geis- tliche oder Konfessionen, Gelehrte, Künstler und Schriftsteller, erregten Volksvereine, in denen „das rechtgläubige russische Intelligenz einen Warnruf gegen das Märden des Ritualmor- des und speziell der Ermordung von Kindern zu rituellen Zwecken veröffentlicht. In den jüdischen Kreisen Rußlands rief das Vorgehen der Behörde allgemeine Bestürzung hervor, weil jüdenfeindliche Organisationen den bis heute noch nicht einmündig erklärten Tod des Knaben Juschinski dazu be- nutzen, um gegen die Juden zu hegen und einen Pogrom zu provozieren. Auf Märkten und Messen wurden Blätter mit schauerlichen Abbildungen des ermordeten Knaben unter dem erregten Volk verteilt, in denen „das rechtgläubige russische Volk“ aufgefordert wurde, stets des von den Juden zu Tode gemarterten Knaben Juschinski zu gedenken.

Am 9. Oktober. Anlässlich des Kleiner Prozeßes ver- öffentlichten aus Anregung des ungarischen Rabbiners Lebo- wits und des Rabbiners Meyer-Saloniti 700 Rabbinen, darunter die von Konstantinopel, Adrianopel, Belfast und Mandes- ter, eine eideschwur, daß es keine jüdische Sünde sei, die die Tora und die zu religiösen Zwecken Blut gebraucht, da die Tora und die Kabbala den Gebrauch von Blut verbieten. Eine Ab- schrift dieses Dokuments ist durch das hiesige russische Konsulat dem Bericht in Kiew zugelandet worden.

Kiew, 9. Oktober. Nach Verlesung der Anklageschrift im Beilags- prozeß stellt der Präsident die Frage an den Angeklagten, ob er sich schul- dig bekenne. Beilis antwortete darauf: „Nein, ich bin ehemaliger Soldat, arbeitete ehrlich mein ganzes Leben lang und dachte nur an meine Familie, meine Frau und meine Kinder. Man verhaftete mich und hält mich schon 26 Monate im Gefängnis, warum, weiß ich nicht.“ — Die Mutter des ermordeten Knaben sagte u. a. aus, ihr Sohn habe keine Tragbänder getragen, sondern sich eines Strickes bedient. Bis gestern habe sie Beilis nie gesehen. Sie habe niemand als Mörder ihres Sohnes in Verdacht. Der Diakon, der den gezeiten Knaben beerdiget hat, sagte aus, daß bei der Beerdigung Flugblätter verteilt worden seien, in denen die Beschuldigungen aufgeführt wurden, das Blut des rechtgläubigen Knaben, das von Juden vergossen worden sei, zu räuen und die Juden niederzujagen. Der Diakon hatte sich ein Flugblatt aufbewahrt; es ist ihm aber gestohlen worden. Der Verteidiger Beilis hat um Beibringung eines solchen Flugblattes und wies darauf hin, daß ein Blatt im Be- sitz des Polizeimeisters gewesen sei. Der Staatsanwalt meinte sich gegen Beibringung dieser Bitte und wies darauf hin, daß die Beibringung der Flugblätter in keinem direkten Zusammenhang mit der Angelegen- heit liege. Das Gericht lehnte darauf den Antrag des Verteidigers ab.

Kleiner Feuilleton.

Ein früherer Polizeioffizier wegen Betruges verfolgt. Der 42 Jahre alte ehemalige Polizeileutnant Erich Schönicus aus Berlin, der zuletzt der achten Hauptmannschaft angehört, wird von der Staatsanwaltschaft auf Grund einer gegen ihn erstatteten Anzeige wegen Betruges verfolgt. Es soll sich um eine Summe von etwa 2000 Mark handeln. Sch. ist bereits vor einigen Monaten in dieser Sache in Leipzig festgenommen, aber versehentlich wieder freigelassen worden und hält sich jetztem verborgen.



